

Ilse Roennpapel

Die Urwaldhebamme

Der spannende Alltag einer Missionarin



FRANCKE
Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH

Über die Autorin:

Ilse Roennpapel ist Diakonisse und war von 1955 bis 1993 als Missionarin und Hebamme für die Marburger Mission in Brasilien. Bis heute hält die „Mae do Povo“ (Mutter des Volkes) Kontakt zu vielen Kindern, denen sie zum Start ins Leben half.

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-86122-955-1

Alle Rechte vorbehalten

© 2007 by Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH
35037 Marburg an der Lahn

Umschlaggestaltung: Henri Oetjen, DesignStudio Lemgo

Satz: Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH

Druck: Koninklijke Wöhrmann, Niederlande

www.francke-buch.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	5
Stimmen zum Buch.....	6
Gottes wunderbare Führung in meinem Leben....	7
Erste portugiesische Worte und ihre Anwendung... 19	
Gott steht zu seinem Wort, auch in Brasilien	21
Verdrehte Welt, brasilianische Höflichkeit und Schnitzer beim Sprachstudium	26
Erste Missionsreise ins Innere des Landes	30
Segensreiche Kontakte zu den Indianern	34
Habe deine Lust am Herrn	42
Durch den Staub gehen	46
Schnell zum Briefkasten	47
Abenteuer gratis.....	49
Der Platz, den Gott mir gab	52
Gott ist ein Meister im Anknüpfen.....	58
Ilzinho	63
Was nichts kostet, ist nichts wert	65
So, das war's für heute!	68
Was ist eine Diakonisse?	69
Wenn Ostern nicht nach Ostern aussieht	71
Das Gebot der Stunde	75
Das eingelöste Versprechen	77
Praktizierte Dankbarkeit.....	79
Du sollst nicht töten	82
Auch Zauberer brauchen Jesus.....	85
Falsches Mitleid und seine Folgen.....	90
Geburt – Beerdigung und Versöhnung	94
Das sind ja gute Aussichten	99
Auch das gab es!.....	102

Feinde werden zu Freunden	107
Zweimal rund um die Uhr	111
Gib Gott, was ihm gehört	115
Engeldienste – Kann ein Engel auch Autos reparieren?	119
Oh diese Erdstraßen!	125
Retorno	128
Der Mensch muss sich zu helfen wissen	130
Ungeziefer	134
Unterricht	136
Hilfe zur Selbsthilfe	140
„Mit Jesus kann ich nichts anfangen“	144
Knotenpunkte oder was der Bambus mich lehrte	146
Glaubensstärkung pur	148
Die Zeit bleibt nicht stehen.....	150
Meine Traumstation	154
Zusammenfassung	159

Vorwort

Schwester Ilse, die Urwaldhebamme, lernten meine Frau und ich 1989 kennen. Damals bereiteten wir uns selbst auf unseren Weg nach Brasilien vor. Sie hat uns in ihrer freundlichen und liebevollen Art sehr viel Mut gemacht für unsere Zukunft.

Später erlebte ich immer wieder, wie die Menschen an ihren Lippen hingen, wenn sie erzählte, wie sie zur Mutter des Volkes wurde, wie die Menschen sie nannten.

Darum freue ich mich, dass sie es gewagt hat, mit 80 Jahren noch *in die Computerwelt einzusteigen, um persönlich* einige Episoden ihres Lebens als Hebamme im brasilianischen Urwald in diesem Buch festzuhalten.

Rainer Becker

Direktor der Marburger Mission

„Wer die abenteuerlichen Berichte aus dem Missionsalltag von Sr. Ilse liest, stößt auf viel Verständnis und Offenheit für die brasilianische Kultur. Im Umgang mit den Menschen erweist sich Sr. Ilse als echte Vollblutmissionarin, leidenschaftlich interessiert, die Menschen mit der Freiheit und Freude des Evangeliums zu konfrontieren.“

Theo Wendel

ehem. Direktor des Deutschen Gemeinschafts-Diakonieverbandes

Stimmen zum Buch

März 1977 in Porto Brasilio, am „Rande der Welt“. Eine fröhliche Missionarin der Marburger Brasilien Mission (heute: Marburger Mission) empfängt mich mit einer Reisegruppe des EC (Jugendverband Entschieden für Christus). Schwester Ilse Roennpapel strahlt die Liebe Gottes aus. Das überzeugt nicht nur uns, sondern die vielen Menschen dieser ärmlichen Gegend. Sie nannten Sr. Ilse „Mutter des Volkes“. Als Hebamme verhalf sie fast 2000 Kindern zum Leben. Ich ahnte damals noch nicht, dass sich unsere Wege in den vergangenen 30 Jahren ständig kreuzen würden. Wir blieben seit meiner Zeit in der Sozial-Missionarischen Arbeit im EC bis in den Ruhestand verbunden. Staunen Sie mit mir über ein Leben unter Gottes Führung.

Konrad Brandt

Präsident des EC-Weltverbandes (1986–1994)
Direktor der Marburger Mission (1989–1999)

- Von Gott berufen
 - nach Brasilien entsandt
 - Müttern bei der Geburt ihrer Kinder beigegeben
 - das Evangelium vollmächtig verkündigt,
- das ist Diakonisse Ilse Roennpapel.

Lotte Bormuth
Schriftstellerin

Schwester Ilse konnte man einfach nicht übersehen. Mit ihrer fröhlichen und hilfsbereiten Art hat sie mich schon beeindruckt, als ich noch der Jugendleiter unserer lokalen EC Gemeinde in Curitiba war. Später trafen wir uns wieder, als sie im Innern von Parana als Missionarin aktiv war und ich als Mitbegründer von RTM/ERF-Brasil die Radioarbeit in Sao Paulo leitete. Öfter kam sie in unser Studio, um die Sendungen „Die Urwaldhebamme“ aufzunehmen. Da haben wir oft herzlich miteinander gelacht und uns gemeinsam über Gottes wunderbares Wirken im Urwald gefreut. Schwester Ilse hat es erlebt, wie Jesus Christus auch heute noch die Hoffnung der Armen und der Heiland der Kranken ist.

Edmund Spieker

International Ministry Director bei Churches in Missions

Gottes wunderbare Führung in meinem Leben

Im Rückblick auf mein Leben kann ich nur staunen und Gott preisen, der meinem Leben einen festen Grund, einen bleibenden Inhalt und ein unverrückbares Ziel gab. Er hat mich wunderbar geführt und am Leben erhalten und Herzenswünsche nach seinem Plan erfüllt.

Ich wurde am 16. August 1924 in Gotha in Thüringen geboren. Meine Kindheit war nicht leicht, da die Ehe meiner Eltern zerbrach. Mein Bruder und ich litten sehr darunter, ohne Vater aufzuwachsen. Ich erinnere mich noch gut an ein Erlebnis aus meiner frühen Kindheit. Ich muss ungefähr drei oder vier Jahre alt gewesen sein: Meine Mutter betete mit mir.

Über meinem Kinderbett hing ein Bild mit einem knienden Kind vor einem Bett und einem Engel, der das Kind beschützte. So kniete auch ich vor meinem Bettchen und betete das Kindergebet, welches meine Mutter mich gelehrt hatte: „Ich bin klein, mein Herz mach rein, soll niemand drin wohnen, als Jesus allein.“ Ich fragte meine Mutter, ob sie auch dieses Gebet bete, doch sie verneinte es und sagte, sie bete das „Vaterunser im Himmel“. Da horchte ich auf und sagte: „Mutti, dann haben wir also doch einen Vater im Himmel?“

Oft stand ich vor dem Fenster in unserer Mansardenwohnung und sah in den Himmel hinauf. Ich wollte doch so gern Kontakt zu meinem Vater im Himmel haben. Und wieder waren Wolken am Himmel, und ich konnte meinen Vater nicht sehen. Mein Kinderherz hatte sehr darunter gelitten.

Jahre später entdeckte ich beim persönlichen Bibellesen im Epheserbrief, Kapitel 3 die Verse: „*Deshalb*

beuge ich meine Knie vor dem Vater, der der rechte Vater ist über alles, was da Kinder heißt im Himmel und auf Erden.“ In der Bibel, die ich immer mehr schätzen und lieben gelernt hatte, stand also, dass ich einen richtigen Vater hatte. Mein Herz jubelte. Wie wunderbar wusste Gott an jenes Erlebnis aus den frühen Kindheitstagen anzuknüpfen!

Schon als Kind hörte ich mit großem Interesse die biblischen Geschichten, die uns zwei Diakonissen jeden Sonntag erzählten. Besonders die Missionsgeschichten und Biographien gesegneter Missionare, wie zum Beispiel Friedrich Traub und Hudson Taylor, oder die Missionsberichte der Missionare der Marburger Mission, die in Yünnan (China) waren, fesselten mein Kinderherz. Ich kannte sie alle mit Namen und betete für sie, obwohl ich selbst noch keine persönliche Entscheidung für Jesus getroffen hatte.

Als ich ungefähr elf Jahre alt war, erzählte uns eine Missionarin, die gerade in Deutschland war, mit strahlendem Gesicht von ihrem entsagungsvollen Dienst für Jesus. Sie berichtete von ihrer achtjährigen Gefangenschaft in Sibirien, von Wanzen, Flöhen und anderem Ungeziefer und von mancherlei Entbehrungen. Sie hatte solch eine Ausstrahlungskraft, dass ich sie heute noch im Geiste vor mir sehe. Während ihrer Verkündigung vernahm ich das erste Mal das Werben Jesu und die Frage: „Wärest Du bereit für solch einen Weg?“ Ich bejahte seine Frage in meinem Herzen, fügte aber hinzu: *Ich weiß aber nicht, wie das zugehen soll.* Doch Gott legte schon damals die Spuren für meinen späteren Lebensweg.

Schließlich stellte ich mit 16 Jahren während einer Missionskonferenz mein Leben bewusst unter die Führung Jesu. Es waren besonders zwei Gottesworte,

die tief in mein Herz fielen: „*Gib mir, mein Sohn, dein Herz und lass deinen Augen meine Wege wohlgefallen*“ (Sprüche 23,26) und aus Epheser 6,15 „[...] *an den Beinen gestiefelt, bereit einzutreten für das Evangelium des Friedens.*“



Ilse Roennpapel in den 60er Jahren.

Beide Worte prägten mein weiteres Leben. Ich hatte Vergebung meiner Sünden erfahren und freute mich über die Gewissheit, jetzt ein Kind Gottes zu sein.

Der Gedanke, Jesus einmal in der Äußeren Mission zu dienen, gewann immer mehr Gestalt in mir. Ich wollte den Weg allerdings nicht allein gehen, sondern an der Seite eines Missionsarztes, den ich mir vorzustellen versuchte. Ich kannte keinen. Doch dieser wunderschöne Traum lebte in meinem Herzen und bewahrte mich davor, mein Leben zu ver-

tändeln. Ich wollte lernen, so viel ich konnte, um einmal für den Missionsdienst brauchbar zu sein. Dazu musste mir der Herr Jesus in der Schule des Lebens allerdings noch die richtigen Stiefel verpassen.

Nach meinem hauswirtschaftlichen Examen war ich zwei Jahre, von 1941–1943 in den Alpen bei einer kinderreichen Familie tätig und erzählte den Kindern, die unermüdliche Zuhörer waren, mit brennendem Herzen von Jesus.

Anschließend führte mich mein Weg in die Kinderklinik nach Nordhausen, um dort von 1943–1945 die Ausbildung zur Säuglings- und Kleinkinderschwester zu absolvieren. Das war ein Dienst nach meinem Herzen. Die Klinik wurde von Diakonissen geleitet, die ich sehr schätzte – kannte ich doch Diakonissen von Kindheit an durch den Besuch der Sonntagsschule.

Damals hatte ich sie allerdings nur im Sonntagskleid kennen gelernt, und jetzt stand ich im Alltag hautnah neben ihnen. Ich bewunderte sie, wollte aber selbst „nie“ eine werden. Ich hatte ja meinen Missionsarzt im Herzen und wollte Mutter werden. Oder sollte ich doch Diakonisse werden? Über viele Monate tobte dieser Kampf in meinem Herzen. Sollte ich etwa mein ganzes Leben lang schwarze Strümpfe, lange Kleider und immer nur Mittelscheitel tragen und niemals Mutter werden dürfen? Nein, das wollte ich nicht! – und damit war das Thema „Diakonisse“ für mich abgehakt. Wirklich? Bei mir vielleicht, aber nicht bei Gott.

Es war 1945. Das Examen war erfolgreich bestanden, aber der Krieg war noch nicht zu Ende. Tag und Nacht wurden wir durch Voralarm und Vollalarm auf Trab gehalten, weil wir alle Kinder in den

Keller tragen mussten und dort verharrten, bis die Sirenen Entwarnung gaben.

Am 3. April um 17.00 Uhr geschah es dann: Unsere Kinderklinik war einem Bombenangriff ausgesetzt!

Kurz zuvor hatte ich noch unverhofft Besuch von meinem Bruder Hans bekommen, der anschließend wieder zu seiner Truppe nach Ellrich zurückkehren musste. Da ertönte Voralarm! Ich bat ihn, in meinem Zimmer zu warten, bis wir Schwestern alle Kinder im Keller hätten, da dies bereits bei Voralarm geschehen musste. Anschließend wollte ich mich um ihn kümmern. Mein Zimmer lag im obersten Stockwerk unter dem Dach. Dann, plötzlich, binnen weniger Minuten: ein Volltreffer! Ohne Vollalarm.

Eine nahezu 50 Zentner schwere Sprengbombe machte die Klinik in wenigen Augenblicken dem Erdboden gleich und wir, 40 Schwestern und 160 Kinder, waren verschüttet. Mein erster Gedanke war: *Mein Bruder ist tot*. Ich hatte ihn ja noch gebeten, in meinem Zimmer zu warten. Er hatte jedoch das Angriffszeichen am Himmel gesehen und blitzschnell noch Kinder mit in den Keller getragen. Als er auf der letzten, oberen Stufe gestanden hatte, war er vom Trümmergeröll überschüttet worden. Doch er konnte sich herausbuddeln und mit einem Mal ertönte im Keller laut seine Stimme: „Wo ist meine Schwester?“ Er war gerettet.

Von da und dort konnte man laute Gebete vernehmen, ein Rufen und Schreien nach Befreiung. Ich konnte nicht laut beten, aber ich flehte in meinem Herzen zu Gott und versprach ihm, wenn er mich am Leben erhalten würde, dann würde ich ihm dienen, selbst als Diakonisse. Ich hatte noch nicht innerlich „Amen“ gesagt, als bereits die nächste Spreng-

bombe neben unserer Klinik einschlug. Durch den großen Luftdruck bei der Explosion wurde ein kleines Kellerfenster zerstört, und etwas frische Luft strömte herein – das war unsere Rettung. Für mich war es jedoch die sofortige Antwort auf mein gestammeltes Gebet. Selten hatte ich eine so prompte Gebetsanhörung erlebt. Mein Bruder konnte uns noch sehr behilflich sein, einen Ausgang aus dem Trümmergewühl zu finden, bevor er spät am Abend zu seiner Truppe zurückkehrte. Wie dankbar war ich, dass keiner aus unserer Klinik, auch keins der Kinder bei diesem schweren Angriff ums Leben gekommen war.

Unsere Stadt war ein einziges, großes Trümmerfeld. Viele Menschen lagen tot auf den Straßen, andere waren unter den Trümmern verschüttet. Und mich hatte Gott am Leben erhalten – wie unbegreiflich. Wer war ich? Ich war nicht besser als die, die ihr Leben auf so brutale Weise verloren hatten. Ich wurde an Gottes Wort aus Jesaja 43, die Verse 1 und 4 erinnert: *„Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein! ... Ich gebe Menschen an deiner statt und Völker für dein Leben.“* Dieses Wort wurde mir zum Fundament für meine Berufung.

Aber noch etwas Entscheidendes war geschehen: Mein wunderschöner Traum vom Missionsarzt war wie eine schillernde Seifenblase zerplatzt – und er tauchte nie wieder in meinem Herzen auf. Gott selbst hatte den Stellenwert verschoben und neue Prioritäten gesetzt. Ihm ging es um den Gehorsam in meinem Leben. Bei mir stand zwar Mission an erster Stelle, aber Gott ging es um meine Zubereitung für den Dienst in der Mission. Rückblickend sehe ich, wie Gott dieses Ziel schon von meiner Kindheit an

verfolgte. Jeder Dienst, jedes Erlebnis, alles war Vorbereitung für den nächsten Schritt und gab mir Durchhaltekraft und Stehvermögen.

Ich legte bewusst das Eheglück und die Mutterschaft als ein lebendiges Opfer auf Gottes Altar und ging noch im selben Jahr, am 2. Oktober 1945, ins Mutterhaus nach Elbingerode. Diese Entscheidung habe ich nie bereut. Sie ist wohl immer wieder einmal auf den Prüfstein gekommen, aber sie ist bis heute ein lebendiges Opfer geblieben.

Vor meinem Eintritt hatte ich noch geholfen, unsere Trümmer mit abzutragen. Das war Schwerstarbeit. Welch ein Geschenk und welche große Freude, als ich dabei als erstes meine persönliche Bibel wiederfand.

Ich sollte noch eine bleibende Lektion für mein Leben lernen, die mir Gott anhand eines unauslöschlichen Erlebnisses am Weihnachtsfest 1946 tief ins Herz prägte.

Eine Schwester in meinem Alter und ich hatten das Vorrecht, zu Weihnachten ins Mutterhaus fahren zu dürfen. Nach dem ersten halben Jahr im Mutterhaus waren wir wieder nach Nordhausen versetzt worden. Welche Freude war es für uns, Weihnachten nach Elbingerode fahren zu dürfen. Wir sollten jedoch am Nachmittag des 24.12. wieder zurückkommen, da wir beide am ersten Feiertag zum Dienst eingeteilt waren.

Wir genossen das Zusammensein im Schwesternkreis und blieben natürlich bis zur letzten Minute im Mutterhaus. Bis zum Bahnhof nach Drei-Annenhöhne mussten wir allerdings fünf Kilometer laufen, und in der Nacht war Neuschnee gefallen. Hinzu kam noch, dass wir einen Reisekorb und einige Taschen voll Gepäck mitnehmen sollten, da in der damaligen Zeit selten jemand diese Reise machen

konnte. Man muss den Harz kennen, um sich in unsere Lage versetzen zu können. Im Sommer ist der Weg von Elbingerode nach Drei-Annen-Hohne ein wunderschöner Spazierweg, aber im Winter im tiefen Schnee eher ein Abenteuer. Es fuhr an diesem Tag nur ein Zug, den wir erreichen mussten. Doch es lag nicht nur Neuschnee, sondern die Straße war auch noch frisch gestreut, sodass wir mit unserem Schlitten und all dem Gepäck kaum von der Stelle kamen. Da wurde ich an einige Abkürzungswege erinnert, die bestimmt nicht gestreut waren – und so war es dann auch! Herrlich! Wir kamen in den Rillen der Skispuren ziemlich zügig voran, doch wohin führte der Weg der Skispuren? Wir verloren die Orientierung und gerieten immer tiefer in den Wald hinein.

Plötzlich hörten wir unseren Zug aus weiter Ferne pfeifen. Was nun? Zurück? Nein, diese Blöße wollte ich mir nicht geben. Das wäre eine zu große Demütigung.

Also stapften wir weiter durch den Schnee. Eine Stunde nach Abfahrt des Zuges waren wir am Bahnhof in Drei-Annen-Hohne. Wir ließen den Schlitten dort und gaben den Reisekorb auf und liefen mit unseren Taschen auf den Bahnschwellen weiter nach *Elend*, der nächsten Bahnstation. Es war inzwischen 19.00 Uhr und dunkle Nacht, und müde waren wir auch. Damals gab es nur ein Hotel, wo wir für die Nacht einen Unterschlupf suchten. Der freundliche Wirt zeigte uns ein Zimmer, natürlich eiskalt, mit unbezogenen Betten, und er bot an, unsere Strümpfe am Herd zu trocknen. Wir fragten uns: „Wie konnte das passieren?“ Ja, der Weg war schlecht und schwer. Aber tief in meinem Inneren wusste ich, dass ich schuld an der ganzen Misere war.

Ich war davon überzeugt, dass wir ohne weiteres 40 km nach Nordhausen laufen könnten. Es waren nicht die ersten 40 km, die ich im Leben zurückgelegt hatte, aber bisher war es immer Sommer gewesen, und es hatte kein Schnee gelegen.

In einem Rucksack, den wir hatten mitnehmen sollen, waren ein Paar Stiefel. Sie gehörten dem Bruder unseres damaligen Direktors, Pfarrer Haun. Da sie aber meiner Mitschwester, der die Füße schon sehr weh taten, genau passten, riet ich ihr, die Stiefel anzuziehen. Buße mussten wir so oder so tun, da machte ein Paar getragene Stiefel nun auch keinen Unterschied mehr.

Schlaf fanden wir keinen in jener Nacht, und als wir am nächsten Morgen unsere Strümpfe vom Wirt holen wollten, waren diese aus Versehen verbrannt. Auch das noch! Gut, dass wir noch ein Paar dabei hatten. Wir liefen weiter – zunächst nach *Sorge*, dem nächsten Ort, und dann in Richtung *Beneckenstein*. Dort mussten wir noch an einer gefährlichen Stelle vorbei, an der schon viele Frauen vergewaltigt worden waren – doch wir kamen unbehelligt vorbei. – Schließlich machte sich unser hungriger Magen bemerkbar – nur gut, dass wir unsere Weihnachtsplätzchen vom Mutterhaus dabei hatten. Wir setzten uns auf einen Kilometerstein und machten Rast bei Plätzchen und kaltem Schnee als Getränk. In *Ilfeld* setzten wir uns in einen eiskalten Zug, der am Abend nach *Nordhausen* fahren sollte. Die letzten 15 km! Vorher waren wir noch an einer Kirche vorbeigekommen, aus der gerade das Lied ertönte:

„*In wie viel Not hat nicht der gnädige Gott über dir Flügel gebreitet!*“

Ja, das hatten wir erlebt!!!

Unsere Schwestern in Nordhausen hatten uns schon als vermisst gemeldet. Nun waren sie, trotz aller durch uns bereiteten Not und Enttäuschung froh und dankbar, dass wir wieder da waren, und am nächsten Tag hatten wir Dienst. Das war eine schmerzliche, aber heilsame Lektion für mein Leben: *Eigene Wege führen immer ins Elend, ob der Ort nun Elend heißt oder nicht, und Gott erspart uns auch nicht die Buße für unsere eigenen Wege.* Darum wurde es mir auch so wichtig, mir nicht einen eigenen Weg aus der DDR zu suchen. Viel zu tief steckte jenes Erlebnis in meinem Herzen, und es bewahrte mich auch später manches Mal vor einem eigenen Weg.

In den nächsten neun Jahren arbeitete ich als frohe und dankbare Diakonisse, der Gott schon einige Paare Stiefel angezogen hatte, in den verschiedensten Bereichen: Kinderarbeit, private Wochenpflege, Gemeinschaftsarbeit, Seelsorgedienste in Rüstzeiten und Evangelisationen. Mein Herz brannte jedoch in der ganzen Zeit weiter für die Mission. Würde sich je ein Weg und eine Möglichkeit dafür abzeichnen? Ich klammerte mich weiter an Gottes Verheißung, *„denn auf alle Gottesverheißungen ist in ihm das Ja“* (2. Korinther 1,20).

Sein Wort und manche Glaubenslieder und Aussprüche prägten mein Leben, unter anderem der Satz: „Jede recht verbrachte Wartezeit bringt einen köstlichen Gewinn in unser Leben.“ An Anfechtungen und Glaubenskämpfen fehlte es dabei jedoch nicht. Sie verstärkten sich noch, als 1952 unsere Missionare aus politischen Gründen China verlassen mussten.

Was nun? Wollte Gott doch nicht, dass ich ihm in der Äußeren Mission diene? Ein einziges Fragen und

Ringeln brach in meinem Herzen auf: Hatte ich mich geirrt? Oder hatte Gott sich etwa geirrt? Nein, das konnte nicht sein!

So wurde ich eines Tages von unserer damaligen Hausmutter gefragt, ob ich auch bereit sei, nach Brasilien statt nach China zu gehen? Doch warum gerade nach Brasilien? Und wieder war es Gottes Wort, das mir Hilfe und Wegweisung gab, denn ich stieß auf Apostelgeschichte 16. Gott hatte sein Ziel nicht geändert, auch wenn er die Führung in ein anderes Land gelenkt hatte.

Zu diesem Zeitpunkt wusste ich lediglich von unserer Missionsarbeit in China, von Brasilien hatte ich noch nichts gehört, außer, dass es in Südamerika lag. Was für Menschen lebten dort? Was für eine Sprache wurde dort gesprochen und welche Missionare dienten dort?

Ich erbat mir eine Bedenkzeit und setzte mich intensiv damit auseinander. Ich hätte sehr gerne schriftliches Material gehabt, doch das war in der DDR nicht aufzutreiben. Schließlich gab ich im Glauben und Vertrauen auf den Herrn mein Ja.

Aber ich lebte immer noch in der DDR. Wie sollte ich sie je verlassen, ohne die Grenze schwarz zu überschreiten? Das wollte ich nicht. Nein, einen eigenen Weg wollte ich nicht mehr wählen, dafür hatte ich eine zu schmerzhafteste Lektion erfahren! Wenn es wirklich Gottes Weg mit mir war, dann war es ihm auch möglich, mir eine legale Ausreise zu ermöglichen und ich brauchte nicht nachzuhelfen. Aber je länger desto unmöglicher erschien eine legale Ausreise. Weiter warten und auf Gott vertrauen, auch gegen alles Sichtbare, war fortan meine Glaubensdevise. Mit großer Freude lernte ich viele Gottesworte, Psalmen und zusammenhängende Bibeltexte

auswendig. Sie stärkten mein Herz und befreiten mich von aufkommenden Zweifeln. Ich tat weiter froh meinen Dienst für Jesus, immer in der Gewissheit *„Ist die rechte Zeit nur da, so wird alles lauter Ja.“* (Benjamin Schmolck)

Auf wunderbare Weise durfte ich dieses „Ja“ Gottes im Januar 1955 erleben. Als einzige Diakonisse konnte ich auf legalem Weg die DDR verlassen. Das war eine unumstößliche Bestätigung des Willens Gottes für meinen weiteren Lebensweg – ich wusste mich gewiss geführt.

Zwei Monate später konnte ich auf einem deutschen Frachter nach Brasilien reisen.



Ilse Roennpapel mit Mutter und Bruder vor der ersten Ausreise nach Brasilien.

Erste portugiesische Worte und ihre Anwendung

Wenige Tage vor meiner ersten Ausreise nach Brasilien im April 1955, besuchte ich eine schwerkranke Schwester, die viele Jahre in Brasilien tätig war und nun krankheitshalber nicht mehr ausreisen konnte. Sie sagte zu mir: „Damit du schon einmal die portugiesische Sprache üben kannst, schreibe ich dir ein paar Worte auf einen Zettel.“

Da stand u.a.: „bom dia“ (Guten Tag.), „como vai?“ (Wie geht's?), „boa tarde“ (Guten Nachmittag.), „boa noite“ (Guten Abend./Gute Nacht.), „durma bem“ (Schlaf gut.) und „obrigada“ (Danke).“ Außerdem schrieb sie mir noch einen Satz auf, den ich gut auswendig lernen sollte: „deixa – me em paz.“ (Lass mich in Frieden!). Sie sagte: „Wenn du die Leute nicht verstehst, dann sag einfach: „Lass mich in Frieden.“

So zog ich los mit meinem Zettel in der Tasche und übte: auf den Ämtern, im Wartezimmer beim Arzt und überall dort, wo sich noch die Gelegenheit bot. Aber immer, wenn ich an den Satz kam: „deixa – me em paz“, dachte ich: *Hoffentlich brauchst du den nicht!*

Auf dem Schiff erfolgten dann die ersten Praxisversuche in der neuen Sprache. Das Wort, das ich am meisten verwendete, war das Wort: „Danke.“ Ich konnte ja nicht zu jeder Tageszeit „Guten Nachmittag“ oder „Schlaf gut“ sagen, aber das Wort „Danke“ passte in jede Situation, ob ich sie verstand oder nicht. Einmal priesen mir in einer Hafenstadt die Händler ihre Waren an und redeten mit vielen Gesten auf mich ein. Mit einem „Danke“ wurde ich sie los. Ich brauchte nicht einmal „Lass mich in Frieden“ zu sagen.

Beim Verladen der Fracht, die im Schiffsbauch ver-

staut werden sollte, lehnte ich mich ganz interessiert an das Geländer. Ich wollte sehen, wo all die großen Kisten und Autos im Schiffsbauch unseres Frachters unterkommen sollten. Da ertönte ein schriller Pfiff hoch oben vom Kran, begleitet von heftigen Worten, die ich nicht verstand. Ich wusste nur, dass ich gemeint war. Da konnte ich nicht mit dem Satz antworten: „Lass mich in Frieden!“, sondern habe mit erhobenem Kopf ein lautes „Danke!“ nach oben gerufen. Am Abend dankte ich Gott dafür, dass man mit einem dankbaren Herzen durch die ganze Welt kommt.

Es waren ungefähr 15 Jahre vergangen. Viele frohmachende Gotteserlebnisse hatten meinen Alltag ausgefüllt. Ich hatte ein weites Missionsfeld und konnte vielen Menschen mit Rat und Tat helfend zur Seite stehen. Aber es gab nicht nur frohmachende Erlebnisse. Die dunklen Stunden, in denen mir der Blick auf Jesus verloren ging, haben auch nicht gefehlt. Ich konnte ihn einfach nicht mehr verstehen, und ein „Warum?“ folgte auf das nächste.

In dieser Zeit stand mir jenes Erlebnis meiner ersten Schiffsreise plötzlich wieder lebendig vor Augen. Gott sprach zu mir: „Weißt du noch, damals auf dem Schiff, da hast du nicht verstanden, was die Menschen mit dir geredet haben. Und was hast du geantwortet?“

„Danke.“

„Hast du die Worte des Mannes im Kran verstanden, dem du mit erhobenem Kopf ein „Danke!“ nach oben geschleudert hast?“

„Nein, Herr.“

„Und dann bist du in deiner Kabine auf die Knie gegangen und hast mir gedankt, dass man mit einem dankbaren Herzen durch die ganze Welt kommt.“

Und jetzt? Du verstehst mich nicht mehr, aber ich bin derselbe und es ist derselbe Weg und den beschreite. Danke dich durch!“

Aber wofür sollte ich Gott danken? Ich dankte Gott mit und ohne Tränen für seine große Liebe, für seine Treue und Barmherzigkeit, die ich bisher in so mannigfaltiger Weise erfahren durfte. Dabei erinnerte er mich an das Wort aus Psalm 50,23: *„Wer Dank opfert, der preiset mich, und da ist der Weg, dass ich ihm zeige das Heil Gottes.“* Im Lauf der Jahre ist es mir immer deutlicher geworden, dass es dabei nicht nur um ein flüchtiges „Dankeschön“ geht, sondern um ein Dankopfer.

So ist es damals wieder hell geworden in meiner Seele. Ich war geheilt. Seitdem stehe ich auf dem Übungsfeld, *Gott für alles zu danken*. Und wenn ich es vergessen sollte, dann erinnert er mich durch seinen Geist ganz bestimmt wieder daran.

Gott steht zu seinem Wort, auch in Brasilien



Meeresbucht von Rio de Janeiro; Zuckerhut.